

Inhalt

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | II |
| | |
| I. Einführung: | |
| Ohne Krieg kein Fortschritt – Kontinuität im Denken und Handeln | 13 |
| | |
| 1. Immanuel Kant: Zur Notwendigkeit des Krieges in der Philosophie des Friedens | 13 |
| 2. Fragen an die Geschichte | 17 |
| 3. Nation und Nationalstaat: Fortschritt als Kriegsgeschöpf. . | 19 |
| 4. Revolution: Krieg durchbricht Fortschrittsblockaden. | 24 |
| 5. «Humanitäre Intervention» – Die Rückkehr des Krieges als Fortschrittskraft im Denken und Handeln der Gegenwart | 27 |
| | |
| II. Europas Weltkriege gestalten die globale Ordnung (18.–20. Jahrhundert) | 31 |
| | |
| I. Europas Kriege in der Welt: 18. Jahrhundert | 31 |
| a. Gewinner und Verlierer unter den «Oceanokraten» ... | 34 |
| b. Kriegsräume, Kriegsparteien, Formen des Krieges, Kriegsziele | 39 |
| c. Die Weltkriege des späten 18. Jahrhunderts – Wahrnehmungen und Wirkungen | 47 |

| | |
|---|--|
| 6 | <p>2. Die napoleonische Ära: Kampf gegen eine kontinentaleuropäische Hegemonialmacht 60</p> <p>a. Formen des Krieges und Motive der Kriegsparteien . . . 61</p> <p>b. Imperium – nicht Nationalstaat, Staatenkrieg – nicht Nationalkrieg 67</p> <p>c. Was bedeutet Volkskrieg? 69</p> <p>d. Zur Überzeugungskraft der Nationalmythologien 73</p> |
| | <p>3. Das Jahrhundert Europas 1815–1913 78</p> <p>a. Das Europa des Wiener Kongresses – Selbstbeschränkung und globale Expansion 78 <i>Paradoxien der Wiener Neuordnung Europas</i> 79 <i>Nationalisierung und Entstehung von Nationalstaaten – die Hauptherausforderung Kongreß-Europas und das erfolgreiche Krisenmanagement</i> 83</p> <p>b. Politik Kongreß-Europas: Bellizismus außerhalb Europas – Vermeidung des großen Krieges in Europa . . 85</p> |
| | <p>4. Der Ort des Ersten Weltkriegs in der Geschichte der Kriege 94</p> <p>a. Was macht den Großen Krieg groß? 95</p> <p>b. Was war neu am Ersten Weltkrieg in der Geschichte des Krieges? 113</p> <p>c. Der Weg aus dem Ersten Weltkrieg – eine neue Erfahrung 127</p> |
| | <p>5. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen 132</p> <p>a. Absurdität als Sinnstiftung? 132</p> <p>b. Europas national-ethnische Mischräume werden vereinheitlicht – staatliche Neuordnung durch «ethnische Säuberung» 135 <i>Irredenta und Imperium – zwei Wege des territorialen und des rassistischen Revisionismus</i> 136</p> <p>c. Kriegserfahrung als Wille zur Neugestaltung Europas – ein europäischer Sonderweg? 139</p> |

| | |
|---|------------|
| 6. «Krieg gegen Terror» – eine neue Form von globalem Krieg? | 145 |
| III. Ohne Krieg keine erfolgreiche Revolution | 149 |
| 1. Revolutionsmodelle: friedliche Revolution – Verfassungs- und Nationalrevolution – bolschewistische Revolution ... | 149 |
| 2. Nationale Verfassungsrevolutionen – der Krieg im europäisch-nordamerikanischen Revolutionsmodell | 155 |
| a. Die englischen Revolutionen des 17. Jahrhunderts – Bürgerkrieg, Staatenkrieg, Anfänge des Empires | 156 |
| b. Krieg und Revolution im späten 18. Jahrhundert – Frankreich und Nordamerika | 167 |
| <i>Nordamerikanischer Unabhängigkeitskrieg: Revolutions- und Bürgerkrieg, Staatsbildungs- und Kolonialkrieg</i> | <i>169</i> |
| <i>Französische Revolution – Zeitenwende durch Gewalt und Krieg</i> | <i>177</i> |
| c. 1848/49: Europäischer Krieg, begrenzter Krieg und Kriegvermeidung im Handlungsarsenal von Revolution und Gegenrevolution | 200 |
| 3. Internationale Voraussetzungen für erfolgreiche Nationalrevolutionen im 19. Jahrhundert | 208 |
| 4. Erster Weltkrieg – Kriegsniederlage, Revolution und Bürgerkrieg gestalten die Zukunft: Rußland, Deutschland, Türkei | 215 |
| a. Vorläufer – Pariser Commune 1871, Russische Revolution 1905 | 216 |
| b. Rußland 1917–1921 – milde Verfassungsrevolution, radikale Bürgerkriegsrevolution | 220 |
| c. Deutschland 1918–1923 – begrenzte Revolutions- gewalt, gescheiterte Bürgerkriege, demokratische Reform-Revolution | 232 |

| | | |
|---|--|------------|
| | Inhalt | |
| 8 | d. Vom Osmanischen Reich zur Türkei – Militärputsche, Verfassungs- und Kulturrevolution, Kriege | 246 |
| | IV. Ohne Krieg kein Nationalstaat und keine Nation | 261 |
| | 1. Idee Nation – warum ist sie so erfolgreich? | 263 |
| | <i>Nation als Ressourcengemeinschaft</i> | 264 |
| | 2. Krieg in der Entstehung europäischer Nationalstaaten – historische Muster | 273 |
| | a. Glückliches Nordeuropa – Nationalstaat durch Sezession ohne Krieg | 276 |
| | b. Entstehung neuer Nationalstaaten – vier Verlaufstypen | 278 |
| | c. Milder Vereinigungskrieg – Schweiz | 280 |
| | d. Belgien und Polen – Frankreich und Rußland entscheiden Sezessionskriege | 283 |
| | e. Griechenlands Staatsgründung und die Orientalische Frage – Revolution, Bürgerkrieg, Staatenkrieg, humanitäre Intervention und ethnoreligiöse Entmischung | 286 |
| | f. Italien und Deutschland – Vereinigungs- und Trennungskrieg, Eroberungs- und Unabhängigkeits- krieg | 295 |
| | g. Kriegsraum «europäische Türkei» als Zukunftslaboratorium | 316 |
| | V. Ohne Krieg kein Kolonialreich und keine Dekolonisation | 337 |
| | 1. Die «guten Despoten» aus Europa – John Stuart Mill und Alexis de Tocqueville | 337 |

| | Inhalt | 9 |
|--|---------|---|
| 2. Entwicklungsmuster | 34I | |
| 3. Kriege in kolonialen Räumen | 348 | |
| a. Charles Edward Callwell – «der Clausewitz der kolonialen Kriegskunst» | 352 | |
| b. Typen von Kolonien – Arten des Krieges | 357 | |
| 4. Kolonialkriege in Afrika – ein deutscher Sonderweg des Genozids? | 363 | |
| a. Das vorkoloniale Afrika – ein Kontinent des Krieges .. | 363 | |
| b. Deutsche Kolonialkriege in Afrika – die Qual der Perspektiven | 372 | |
| <i>Die Ereignisse</i> | 374 | |
| <i>Deutungen und wovon sie abhängen</i> | 38I | |
| VI. Rückblick und Ausblick | 40I | |
| 1. Das europäische 19. Jahrhundert – Versuch einer globalen Ortsbestimmung mit dem Wissen des 20. Jahrhunderts | 40I | |
| 2. Europa als nationalpolitisches Laboratorium in der Gegenwart – Die Europäische Union als Ende des Europas der Kriege? | 4II | |
| Anhang | | |
| Dank | 422 | |
| Literaturverzeichnis | 423 | |
| Anmerkungen | 45I | |
| Bildnachweis | 505 | |
| Register | 506 | |

Vorwort

Kriege ordnen den Blick auf die Geschichte. Kriege ziehen sich durch die Mythen der Völker, Kriege stehen am Beginn von Staaten und Nationen, bezeichnen Wendepunkte ihrer Geschichte. Von Kriegen gingen große Wirkungen aus, deshalb formen sie Geschichtsbilder. Im Klassischen Griechenland hatte man Krieg und Freiheit, äußere wie innere, verbunden gesehen. Spätere Zeiten ebenso. Anthropologen spüren ihm als Grundelement in der Geschichte der Menschheit nach, Philosophen und Soziologen würdigen ihn als kulturelle Triebkraft. Solche Fragen nimmt dieses Buch auf, wenn es auf Europas Kriege in der Moderne blickt. Kriege in Europa und Kriege in anderen Kontinenten auf den Spuren europäischer Staaten.

Es geht nicht um die Ereignisgeschichte der vielen Kriege, die europäische Staaten geführt haben. Wenngleich selbstverständlich auch Ereignisse und Abläufe dargestellt werden müssen. Doch um sie geht es nicht in erster Linie. Die Idee, die sich durch das Buch zieht, die Auswahl der Kriege und die Fragen bestimmt, die an sie gerichtet werden, ist schlicht – Warum haben Menschen immer wieder Krieg für unverzichtbar gehalten, um ihre Ziele zu erreichen? Bis heute, bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Im Krieg wird getötet, gequält, geraubt, verwüstet, und dennoch werden immer wieder Kriege begonnen, um hehre Ziele anzustreben. Mit Revolutionen wollen Menschen Freiheit und ein besseres Leben erzwingen. Doch ohne Krieg keine erfolgreiche Revolution. Nationen und Nationalstaaten galten und gelten weiterhin als Garanten für staatsbürgerliche Selbstbestimmung und fairen Zugang zu den Ressourcen, die eine Gesellschaft erzeugt. Doch Nationen und Nationalstaaten sind in Kriegen entstanden und haben sich in Kriegen behauptet. Ohne Krieg keine Nation, ohne Krieg kein Nationalstaat. Kriege haben im 19. Jahrhundert die Europäisierung der Welt, Europas globale Dominanz ermöglicht, Kriege haben sie im 20. Jahrhundert beendet. Ohne Krieg kein Kolonialreich, ohne

12 | Krieg keine Dekolonisierung. Und heute: Ächtung des Krieges durch die Vereinten Nationen außer zur Selbstverteidigung, doch Krieg als letztes Mittel «humanitärer Intervention», um Menschheitsverbrechen zu verhindern oder zu beenden. Oder – Krieg gegen den Terrorismus. Die Geschichte des Krieges als Mittel zum Zweck, der für gut gehalten wird, geht weiter. Auch der Krieg, um den eigenen Staat zu erzwingen. Wenn er erfolgreich ist, werden aus Terroristen angesehene Staatsgründer.

Krieg als Gestaltungskraft, so läßt sich die Idee charakterisieren, die sich durch dieses Buch zieht und es strukturiert. Der Obertitel, Thukydides' Peloponnesischem Krieg entnommen, spricht den Gestaltungswillen an, und die Gewalt, die von ihm ausgeht. Zunächst wird zum Einstieg in das weite Themenfeld erläutert, in welchen Bereichen die Vorstellung «Ohne Krieg kein Fortschritt» wirksam geworden ist. Dann wird dargestellt, wie Europas Kriege die globale Ordnung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gestaltet haben. Den größten Raum nehmen die Kapitel ein, welche die Bedeutung des Krieges für Revolutionen, für die Entstehung und Entwicklung von Nationen und Nationalstaaten, von Kolonialreichen und deren Bekämpfung untersuchen. Welche Art von Kriegen wo vorherrschten, ist eine durchgehende Frage. So wird ein Sonderweg des gehegten Krieges sichtbar – in Europa. Außerhalb führten auch die Europäer andere Kriege. Sie nannten sie *savage wars*, wilde, unzivilisierte Kriege, doch es waren auch ihre Kriege.

Krieg als Gestaltungskraft in der Geschichte ist ein brisantes Thema, in etlichen Bereichen hoch kontaminiert mit gegensätzlichen Wertungen und mit Verdächtigungen. Das Buch bezieht Stellung, maßt sich aber nicht an zu richten. Es beabsichtigt keine Gouvernanten-Historie, die zu wissen wähnt, wie die Altvorderen hätten handeln sollen, um den guten Weg in die Zukunft zu finden. Gefragt wird, wie Menschen damals das Geschehen wahrgenommen haben, warum sie meinten, Krieg führen zu müssen und welche Art von Krieg. Hat er ihre Einstellungen, ihr Handeln, ihren Weg in die Zukunft verändert? Darum geht es in diesem Buch.

Tübingen, Januar 2018
Dieter Langewiesche

I. EINFÜHRUNG: OHNE KRIEG KEIN FORTSCHRITT – KONTINUITÄT IM DENKEN UND HANDELN

1. Immanuel Kant: Zur Notwendigkeit des Krieges in der Philosophie des Friedens

Wer den Krieg aus der Politik verbannen will, tut gut daran, sich bei dem Philosophen Immanuel Kant Rat zu holen. Wie müssen Staaten im Innern und in den Beziehungen zueinander geordnet sein, um friedensfähig zu werden? Darüber hat Kant in der kriegsmächtigen Zeit der Französischen Revolution und Napoleons nachgedacht; bis heute unüberholt. Den Krieg sah er als den «Zerstörer alles Guten», die stärkste Barriere, die es zu überwinden gilt, um sich an «die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung», die republikanische, anzunähern. Nur sie sei nicht «kriegssüchtig»; sie anzustreben bestimmte Kant als die moralische Pflicht der Menschheit.¹

Um dieses «Fortschreiten zum Besseren» in Gang zu setzen, könne allerdings Änderungsgewalt notwendig sein. In «wilden Kämpfen» werde die ideale Verfassung zwar nicht erreicht, doch den «Krieg von innen und außen», also Bürgerkrieg und Staatenkrieg, erkannte auch Kant als ein Mittel an, Fortschrittsblockaden auf dem Weg in eine bessere Zukunft zu durchbrechen. Dieses Notrecht zur Gewalt in der Gestalt von Krieg und Revolution wollte er jedoch möglichst eng begrenzen. Den Angriffskrieg, für Kant der Inbegriff amoralischer Gewalt, schloß er strikt aus. Andere Kriegsgründe hingegen konnte er sich um des Fortschritts willen durchaus vorstellen. Sein realistisches Bild vom Menschen setzte zwar auf dessen Fähigkeit, das moralische Ziel der Menschheitsgeschichte – Kant bestimmte es als eine republikanische Weltgesellschaft ohne Krieg – zu erkennen, doch es werde immer nur die «Annäherung zu dieser Idee» möglich sein. Mehr lasse

14 | die Natur des Menschen nicht zu: «aus so krummem Holze, [...] woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts gerades gezimmert werden».²

Die «ungesellige Geselligkeit der Menschen» macht sie, so Kant, bereit zum Krieg, doch ohne ihre «Begierde zum Haben» und «zum Herrschen» würden auch «alle vortrefflichen Anlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern». In Kants Anthropologie wird also der «Zwietracht», einschließlich des Krieges, ein Ort zugewiesen, an dem Gutes und Schlechtes aufeinander angewiesen sind. So hatte es schon, mehr als zweitausend Jahre zuvor, der Philosoph Heraklit gesehen: «Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König.» Und «alles Leben entsteht durch Streit und Notwendigkeit.»³

Ohne Krieg kein Fortschritt. So ungeschminkt hätte es Kant nicht formuliert. Doch seine Geschichtsphilosophie, die einen «Völkerbund» des ewigen Friedens entwirft, kommt ohne den Krieg als Fortschrittskraft auf dem Weg zu diesem hehren Ziel nicht aus. Auf der gegenwärtigen Kulturstufe galt auch ihm, dem großen Philosophen des Friedens, «der Krieg als ein unentbehrliches Mittel», das menschliche Geschlecht voranzubringen; «und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.»⁴

Wie die Menschen aus Katastrophen lernen, so auch die Staaten. Kant hoffte auf den Völkerbund der Zukunft, der zwischen den Staaten ermöglicht, was innerhalb eines Staates Pflicht ist: An die Stelle individueller Gewalt tritt das gesetzmäßige Handeln. Doch den Weg dahin, sein Ende ist für den Menschen unabsehbar, begleitet der Krieg als blutiger Lehrmeister: durch «Verwüstungen» zu der Einsicht, nur das Gesetz könne aus dem «Zustande der Wilden», der im Krieg immer wieder aufs neue auflebt, in einen «weltbürgerlichen Zustand der öffentlichen Staatssicherheit» führen. Den letzten Schritt zum ewigen Frieden zwischen den Staaten sah Kant in der weltweiten föderativen «Staatenverbindung». Nicht ungefährlich, dieser ersehnte Weltfrieden, meinte er, denn die «Kräfte der Menschheit» könnten «einschlafen». Und zudem ein fernes Ziel – «Gott weiß wann» zu erreichen, also außerhalb jeder realistischen Planung, nur geschichtsphilosophisch als moralische Pflicht zu erkennen. Die «Gebrechlichkeit der menschlichen Natur» läßt in Kants Anthropologie den Weg

zum Ziel werden. Als moralische Aufgabe der Menschheitsgeschichte jedem einzelnen vorgegeben, führt er über die Staaten der jeweiligen Gegenwart in die Staatenvielfalt einer künftigen Weltföderation. Irgendwann, vielleicht.

Kant dachte nicht zentralistisch: nicht Weltstaat als Zwingherr zum Frieden auf dem «Kirchhofe der Freiheit»⁵, sondern globaler Völkerbund autonomer Staaten; nicht auf Expansion angelegter Machtstaat, der Frieden mit Gewalt erzwingt, sondern friedenswilliger republikanischer Volksstaat. So nannte er einen Staat, der ungeachtet der Regierungsform die gesetzgebende von der vollziehenden Gewalt trennt. Den Nationalstaat als machtvolle Zentralisierungs- und imperiale Expansionsmaschine, wie er sich im 19. Jahrhundert durchsetzte, hatte Kant nicht vor Augen. Sein Ideal war auch nicht die ethnisch homogene Nation im eigenen Staat. *Eine* Nation – *Ein* Nationalstaat, dieses Leitbild, das die weitere Entwicklung prägen sollte, machte er sich nicht zu eigen. Er verstand zwar *Nation* als ethnisch-kulturelle Abstammungsgemeinschaft. Doch auf ihr wollte er den Staat der Zukunft nicht aufgebaut sehen, sondern auf dem *Volk*, das er als die Rechtsgemeinschaft der Staatsbürger bestimmte, die nur jenen Gesetzen gehorchen, die sie sich in ihren repräsentativen Organen selber gegeben haben.⁶ Dieser Rechtsgehorsam sei am wirksamsten, wenn der Staat nicht zu groß ist. In seinen geschichtsphilosophischen Erörterungen warb Kant für den räumlich begrenzten Volksstaat. Einen «Völkerstaat», der mehrere Völker zusammenzwingt, konnte er sich nur als einen Staat des Krieges vorstellen.⁷

Sein republikanischer Idealstaat ließ sich durchaus als Nationalstaat entwerfen. Doch was seit dem 19. Jahrhundert zur Normalität werden sollte, hatte Kant nicht vorausgedacht: ohne Krieg kein Nationalstaat – Sezessionskrieg oder Vereinigungskrieg, nicht selten beides. Kant ordnete den Krieg trotz der Erfahrung mit der Französischen Revolution weiterhin ausschließlich dem monarchischen «Staatseigentümer» und seiner Regierung zu. Die «Staatsgenossen» hingegen, das *Volk* oder die *Nation* als Fürsprecher von Krieg waren in seiner Geschichtsphilosophie nicht eingeplant. Ist der Untertan zum Staatsbürger und damit auch zum «Staatsbürger in Waffen» geworden, so werde er den Krieg nur im äußersten Notfall beschließen. Auch den

Nationalstaat als imperialistischen Machtstaat hatte Kant nicht vorausgesehen. Doch den Krieg als Fortschrittsmotor zum Wohle der Gesellschaft anzuerkennen, darin stimmte er überein mit den Liberalen des 19. Jahrhunderts, die sich gerne auf ihn beriefen. So auch Karl von Rotteck 1840 im «Staats-Lexikon», dem Grundbuch des deutschen Frühliberalismus:

«Die Erfüllung des Wunsches nach einem allgemeinen und ewigen Frieden ist jedoch kaum zu erwarten, und wenn sie je Statt fände, so würde es wahrscheinlich auf Unkosten noch höherer Güter geschehen, als diejenigen sind, deren Verlust der Krieg uns aussetzt. Der Preis dafür oder das Mittel seiner Herstellung möchte nämlich die Errichtung eines Weltreiches [...] sein, folglich der Untergang aller Freiheit der Völker, wie der Einzelnen [...]. Schon dadurch, daß er solches äußerste Unheil verhütet, erscheint der Krieg als unermeßlich wohlthätig. Er setzt nämlich voraus und erhält die Selbständigkeit der einzelnen Nationen, und nährt in ihnen die Kraft und den Muth, die sie solcher Selbständigkeit werth macht. Und trotz aller Leiden und Schrecknisse, trotz aller Grausamkeiten, Rechtsverachtungen, Verwüstungen und Verwilderungen, die er nach sich zieht, ist gleichwohl der Krieg die Quelle manches Guten und Heilsamen. [...]

Der Krieg ruft alle menschlichen Kräfte zur Thätigkeit auf, setzt alle Leidenschaften in Bewegung und eröffnet allen Tugenden wie allen Talenten die weiteste Sphäre der Ausübung. Ohne Krieg, d. h. eingewiegt in allzu langen Frieden, würden die Völker erlahmen, in Feigheit, Knechtssinn und schnöden Sinnengenuß versinken, so wie das stehende Wasser faul wird [...]. Jedenfalls ist der Kriegsmuth die unentbehrlichste Schutzwehr für Freiheit und Recht, und die Kriegskunst das Product wie das Bollwerk der Civilisation.»⁸

Karl von Rotteck, einer der prominentesten deutschen Liberalen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sprach aus, wovon die meisten überzeugt waren, vor allem wer mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen unzufrieden war, Reformen und erst recht Revolutionäre. Sie zögerten nicht, den Krieg in ihr Handlungsarsenal zur Verbesserung der Welt aufzunehmen. Mit der Radikalität des Veränderungswillens stieg (und steigt auch weiterhin) die Gewaltbereitschaft. Doch auch wer die Welt bewahren wollte, wie sie ist, setzte auf Krieg.

Krieg, um zu reformieren oder Reformen zu verhindern, Krieg als politisches Handlungsinstrument auf der Linken wie auf der Rech-

ten – wie ist diese Bereitschaft aller zum Krieg zu erklären? Warum haben die bitteren Gewalterfahrungen im Europa der Französischen Revolution und Napoleons und dann in der Zeit der Weltkriege des 20. Jahrhunderts nicht zu einer Ächtung des Krieges im Denken der Menschen und im staatlichen Handeln geführt?

Kant hatte darauf gehofft. Seine Rechtfertigung der Revolution als gewaltigen Fortschrittssprung, der sich in der Menschengeschichte nicht mehr «vergißt», weil er «eine Anlage und ein Vermögen der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat»⁹, trennte er sorgfältig von der Gewalt, die sie durchdrang und auslöste. Er suchte der Erfahrung einer gewaltimprägnierten Revolutionsrepublik eine nach Gewaltfreiheit strebende Erwartung einzustiften. So folgte er seinem geschichtsphilosophischen Ziel, «den verborgenen Naturplan, der die Menschheit auf die Bahnen eines unbegrenzten Fortschritts zu drängen schien, in einen bewußten Plan der vernunftbegabten Menschen zu überführen».¹⁰ Zu ihrem Handeln gehörte und gehört weiterhin der Krieg. Warum?

2. Fragen an die Geschichte

Warum glaubten und glauben weiterhin Regierungen und auch die Staatengemeinschaft der Vereinten Nationen, nicht auf den Krieg als *ultima ratio* verzichten zu können? Warum setzen auf ihn Menschen, die die Welt verbessern wollen? Diese Frage richtet dieses Buch an die letzten drei Jahrhunderte. Vorrangig mit Blick auf *Nation* und *Nationalstaat*. Denn sie entwickelten sich seit dem 18. Jahrhundert zu den wirkungsmächtigsten Leitbildern, mit denen Menschen kollektiv ihre Zukunft zu gestalten hofften. Im 19. Jahrhundert wurden sie zu mächtigen Akteuren. Und sie sind es weiterhin.

Woran maßen die Menschen politisch-gesellschaftlichen Fortschritt? Welche Aufgaben kamen dem Krieg in diesem Fortschrittsprozeß zu? Es waren vor allem drei Bereiche, in denen Menschen als nationale Kollektive *Fortschritt*, wie sie ihn verstanden, erfuhren:

I. Einführung: Ohne Krieg kein Fortschritt – Kontinuität im Denken und Handeln

- a. Nation als Ordnungsidee – *das* demokratische Fortschrittsversprechen schlechthin und Legitimitätsgrundlage für die nationalstaatliche Neuordnung Europas; und auch der beiden Americas, Teilen Asiens und Afrikas.
- b. Revolution als Instrument, um politische Fortschrittsblockaden mit Gewalt zu durchbrechen.
- c. Expansion in fremde Räume: die Menschheit verbessern, «Uplifting Mankind» (Theodore Roosevelt 1899), und zugleich die nationalen «Schürfrechte für die Zukunft» bei der «Aufteilung der Welt» abstecken, wie der britische Außenminister die imperialistische Europäisierung der Welt im ausgehenden 19. Jahrhundert anschaulich in ein machtpolitisches Bild gefaßt hat.¹¹

In allen drei Bereichen kam dem Krieg eine Schlüsselrolle zu: ohne Krieg kein Nationalstaat, ohne Krieg keine erfolgreiche Revolution, ohne Krieg kein Erfolg im globalen Wettbewerb. Aus dieser Erfahrung erklärt sich das Ja des 19. Jahrhunderts zum Krieg als politischem Handlungsinstrument. Es blieb jedoch nicht auf dieses fortschrittssichere Säkulum begrenzt. Die Kriege des 20. Jahrhunderts wurden ebenfalls aus dem Glauben, auf der Seite des Fortschritts zu stehen, gerechtfertigt. Jede Form von Staatsbildung blieb weiterhin auf Gewalt angewiesen. Deshalb verlief auch die Dekolonisierung als eine Kette von Gewalt und Krieg. Der eigene unabhängige Staat war ein Fortschrittsziel, für das Krieg und andere Formen von Gewalt als legitim galten – wie zuvor in Europa, in Latein- und Nordamerika. Krieg sollte Fortschritt erzwingen, indem er Blockaden durchbricht und Menschen auf ein gemeinsames Ziel vereint. In der Gegenwart schließlich, der mit der UNO eine Annäherung an Kants «Völkerbund» gelungen ist, scheint die Hoffnung auf den Krieg als Fortschrittskraft vollends zurückgekehrt und zum Handlungsinstrument einer Weltpolitik geworden zu sein.

Deshalb gehört ein kurzer Blick (5.) auf die sogenannte «humanitäre Intervention» zu der Einführungsskizze, die den Rahmen absteckt, in dem die Symbiose von Fortschritt, verkörpert in der Idee Nation, und Krieg historisch nachgezeichnet wird. Im Mittelpunkt steht Europa. Doch auf den Expansionsspuren europäischer Mächte soll auch betrachtet werden, wie diese Symbiose in außereuropäische Räume

getragen, dort aufgenommen und in eigenständige Politik umgesetzt wurde.

Die meisten Bereiche, welche die Einleitung in einem ersten Zugriff umreißt, werden in einem eigenen Kapitel detaillierter betrachtet.

3. Nation und Nationalstaat: Fortschritt als Kriegsgeschöpf

Die Ordnungsidee Nation entwickelte sich seit dem späten 18. Jahrhundert zu einer umfassenden Fortschrittsverheißung. Als zukunfts-offene Ressourcengemeinschaft zeigt sie sich bis in die Gegenwart immer wieder fähig, neue Fortschrittserwartungen aufzunehmen.¹² Sie bestimmt, was als Fortschritt gilt, und sie verspricht, die Teilhaberechte daran zu demokratisieren. Doch damit ist von Beginn an jene Kriegsbereitschaft verbunden, ohne die auch in der Geschichtsphilosophie des Aufklärers Immanuel Kant das «Fortschreiten zum Besseren» nicht zu haben ist.

In der Gegenwart sind es die «ethnischen Säuberungen», die keinen Zweifel daran lassen, wie eng immer noch Gewalt und nationaler Autonomieanspruch verwoben sind. Man hat sie als die «dunkle Seite» des nationalen Fortschrittswillens in den Mittelpunkt gerückt.¹³ Mit ihnen wird die Abgrenzung, auf die jede Gruppe für den eigenen Zusammenhalt angewiesen ist, extrem radikalisiert.

Nur wenn nach außen Grenzen gezogen werden, lassen sich nach innen Teilhaberechte demokratisieren. Hier gelingt mit dem Nationalstaat etwas, das sich bis heute als konkurrenzlos attraktiv erwiesen hat. Er erhebt die Idee Nation zum obersten Legitimitätsquell für die staatlich-gesellschaftliche Ordnung und auch für den Willen, sie zu verändern. Der Nationalstaat als eindeutig umgrenzter Raum ermöglicht die Zukunftsoffenheit des Gleichheitsversprechens innerhalb der Ressourcengemeinschaft Nation: Sicherheit und Macht, Recht und Politik, Kultur und Soziales, Geschlecht und schließlich Umwelt. Weiteres kann künftig hinzukommen.